Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 22 (1928)
Heft: 1

Artikel: Was sagen wir den Arbeitern? : Teil I, II, III und IV
Autor: Friedmann, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135706

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Anfang.

Der Pflüger.

Einmal erging sich Gott auf der Erde und traf einen Bauer, der sein Feld pflügte. Er sah eine Weile zu, ohne ihn zu stören. Plötzlich stellte er sich ihm in den Weg, sodass der Pflug mit einem Ruck anhielt. Der Bauer bewegte sich nach vorn, um nach dem Hindernis zu sehen. Da erblickte er jemand, der seinem Pferde den Hals klopfte. Aergerlich forderte er ihn auf, beiseite zu treten, er habe keine Zeit zu verlieren, er müsse zum Vesperläuten fertig sein.

Gott trat zur Seite. Der Bauer pflügte weiter. Dabei überlegte er unaufhörlich, warum jener Unbekannte vor sein Pferd getreten und dann ohne Wort zur Seite gegangen war. Dieser Gedanke bohrte und bohrte, sodass er beim Umwenden an der Feldgrenze nicht acht gab und immer von neuem dieselbe Furche pflügte.

Als es Vesper läutete, spitzte das Pferd die Ohren und stand still. Der Bauer rüstete die Heimkehr, ohne zu bemerken, dass über die Hälfte des Feldes ungepflügt war. Da legte Gott von rückwärts die Hand auf seine Schulter und wies ihm das unvollendete Tagewerk.

Der Bauer drehte sich um. Aber er sah niemand. Er war allein mit dem abgeschirrten Pferde und dem Pfluge.

Zu Hause erzählte er seiner Frau den Vorfall, fand jedoch kein Verständnis für die merkwürdige Angelegenheit. Sie meinte, er habe am Morgen ein allzu grosses Fläschchen Schnaps eingesteckt und wolle ihr einen Bären aufbinden, um seine Faulheit zu entschuldigen.

D. Luschnat.

Was sagen wir den Arbeitern?

I.

Die Frage des Titels ist wirklich als eine solche gemeint, als eine drängende, leidvolle, nie zur Ruhe kommende Frage an alle, die wir irgendwie uns mitschuldig fühlen an der Not der Zeit, und verpflichtet, von unserem Standpunkte aus einzugreifen und zu wirken. Aber wie und in welcher Weise können wir „aktiv“ sein in unserem unmittelbaren Kontakt mit dem Arbeiter, dem eigentlichen Opfer unserer gottfernen Kultur? Was sagen wir ihm, und wie sagen wir es ihm? Was können wir ihm als Wegführer in seinem nur allzu verständlichen Kampfe geben, als Freunde und Liebende, was, das mehr ist als blosses Almosen?

Vielleicht sieht schon die ganze Fragestellung hochmütig aus, als wären „wir“ etwas anderes als die Arbeiter. Aber so sehr wir uns auch mit ihnen verbunden fühlen, so sehr wir eins sind im Menschentume, so wenig dürfen wir doch übersehen, dass ein Mensch, der nicht selber 8 oder 9 Stunden an der Maschine steht, oder Steine klopft, im tiefsten Grunde nicht weiss, wie es um einen Arbeiter beschaffen ist, und dass darum also stets noch eine Kluft zwischen beiden sich befindet. Ich selbst habe sehr viel in Arbeiterkreisen verkehrt und dort auch oft Vorträge gehalten. Aber es kamen Stunden, da ich zu fühlen glaubte, dass ich ihnen Steine statt Brot reichte, dass sie mich erstaunt zu fragen schienen, ob ich denn mit meinen schönen Worten hungrige Mägen satt machen möchte. Einmal sprach ich in einem grossen Elektrizitätswerk über Goethe, aber es war für mich zuletzt beschämend, dass ich nicht rechtzeitig fühlte, wie wenig all das den Arbeiter berühren konnte, was mir so wertvoll schien. Ein ander Mal sprach ich vor angehenden Chauffeuren über die Notwendigkeit einer allgemeineren Fortbildung und zeigte ihnen Wege dazu. Aber sie schienen über meine eindringlichen Worte nur verständnislos zu lächeln. Ich habe jetzt sogar das starke Gefühl, dass auch die wunderbaren Worte, die wir allmonatlich in den „Neuen Wegen“ lesen, nicht eigentlich eine Lektüre für Arbeiter sein können. Mit Recht sagte Prof. Ragaz in Lauterbach: „Das Ziel der religiös-sozialen Bewegung ist nicht in erster Linie die Gewinnung der Arbeiterschaft für das Christentum, sondern die Erneuerung des Christentums, aus der dann das Uebrige von selbst folgen würde.“ („Neue Wege“ 1927, S. 329.) Ja, das ist wahr, aber kann der Arbeiter so lange warten? Er ist jetzt, augenblicklich, in schwerer Not und Bedrängnis. Und was sagen wir ihm da? Wie stehen wir ihm bei, jetzt schon, ehe die Erneuerung vollendet ist?

II.

Es wird vielleicht gut sein, gerade den Lesern, an die meine Frage so dringlich gestellt ist, zunächst die ganze Lage des Arbeiters in ihrer erschrecklichen Wirklichkeit vor Augen zu führen, da ich befürchte, dass sie vielen noch gar nicht klar geworden ist. Man glaubt vielfach zu wissen, was denn eigentlich das Schicksal eines Arbeiters ist, man kennt Romane (wie z. B. Zola) und kennt Berichte, war gelegentlich auch in Elendsvierteln (wie z. B. die tapferen Frauen der Settlementsbewegung, an ihrer Spitze Jane Addams), aber wie wenige sind es, die wirklich etwas vom Leben des Arbeiters zu Hause und in der Fabrik wissen! Ich darf daher vielleicht eigene Erlebnisse kurz erzählen, deren Erinnerung nicht verlöschen will.

Vor längerer Zeit begleitete ich eine Exkursion in die grösste

Wiener Feilenfabrik, in der ich erschütternde Bilder zu sehen bekam. Da war ein Raum, wo alte, unbrauchbar gewordene Feilen abgeschliffen werden sollten, um neuerlich hergerichtet zu werden. Hiezu dienen grosse Schleifsteine von etwa 2 m Durchmesser, viele neben einander. In ungefähr 1½ m Höhe hockt auf einem schmalen Reitsitz ein „Hilfsarbeiter", der von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends bei furchtbarem Lärm Feile um Feile an den Schleifstein zu drücken hat. Der Stein wetzt sich ab und feiner Staub erfüllt so sehr den Raum, dass alles weiss überkrustet ist und die Luft kaum geatmet werden kann. Der Arbeiter hockt da oben, einsam — eine Verständigung mit dem Nächsten ist ausgeschlossen —, in gebückter Stellung, und sieht acht Stunden lang nicht Himmel und Erde, sondern nur einen lärmenden, Funken und Staub gebenden rotierenden Stein. Und wenn er um sechs Uhr abends dann heruntersteigt von seinem Bock, — was kann man dann noch von ihm erwarten? Verständnis für die Fragen einer grösseren Gemeinschaft, Glauben, Lebensfreude, Einsicht? Kann er in seinem Leben einen Sinn suchen? Er, dessen Geist getötet, und dessen Lunge mit Quarzsand erfüllt ist? Ist es verwunderlich, wenn er dann nur noch starke Reize begreift, Alkohol, Weib, Gewalt?

Ich habe mich erkundigt, warum hier nicht bessere Verhältnisse geschaffen werden, Ventilation, Atmungsschutz, Abwechslung, kürzere Arbeitsschichten etc. Das alles würde Geld kosten, wurde geantwortet, und das bewilligt nicht — der Verwaltungsrat der xyz-Bank, welcher das Werk gehört. Vielleicht würde der Generaldirektor etwas tun, aber auch er hat ja keine freie Entscheidung (was übrigens zu bezweifeln ist).

Wir gingen weiter: die Feilen müssen gehärtet werden. Das geschieht in einem Bleibad von ungefähr 1000 Grad. Ein dunkler Raum mit grossen Bottichen voll siedenden Bleis. Dämpfe erfüllen das Gewölbe. Hier stehen viele Arbeiter nebeneinander und tauchen die Feilenstücke ein, um sie dann glührot herauszuziehen, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends, in einer Atmosphäre von Bleidämpfen von 1000 Grad. Die Feilen müssen nun abgekühlt werden und das geschieht in demselben Raum durch ein Dampfstrahlgebläse. Hier arbeiten nur zwei Männer, aber wenn sie zwei Jahre da gestanden haben, dann sind sie taub. Denn der Lärm des Gebläses ist so gross, dass selbst Worte, die man in die Ohren des Nachbars schreit, kaum verstanden werden. Einmal muss also bei solcher Beanspruchung der Hörnerv gelähmt werden, nun, und dann muss eben ein neuer Arbeiter antreten, und das Spiel beginnt von neuem. Alles in dem Raum, wo die Bleidämpfe sind.

Ich fragte wieder, warum da nichts geändert werde, denn die Technik könnte es ja. Es gibt wohl einen staatlichen Gewerbe-

inspektor, erklärte mir jemand, der allerdings infolge Ueberlastung nur alle paar Jahre einmal nachsehen kommt und dann freilich die Misstände sieht. Aber das Werk gehört ja der xyz-Bank, und eben diese benötigt der Staat selber für seine „Transaktionen", wie man so schön den Diebstahl aus den Taschen der Armen nennt. Und darum wird doch der Staat dieser Bank nicht unangenehm werden durch solche kleinliche Forderungen. Es handelt sich ja nur um Arbeiter.

Und es gibt noch einen dritten Ort voll ebensolcher Gefahren und Qualen. Das ist das Walzwerk der Fabrik, wo die Arbeiter jeden Augenblick in der Gefahr schweben, von einem weissglühenden Walzstück buchstäblich durchbohrt zu werden. Es bedarf hier gewisser Ballett-Kunststücke, um die aufgegebene Arbeit zu erfüllen. In rasender Eile kommt ein weissglühender Eisenstab zwischen den Walzen hervor. Geschickt müssen einige Arbeiter dieses Stück mit Zangen erfassen, um es in eine nächste Walze hineinzuschieben. Misslingt der Griff, dann schiesst voll Todesgefahr die Glut auf den Menschen zu.

So ist dieses eine Werk, das freilich in Fachkreisen wegen dieser Verhältnisse wohl bekannt ist. Und doch ist es nur eine Feilenfabrik, kein Kohlenbergwerk.

Was aber sagen wir den Arbeitern? Dass sie den Sinn der Technik einsehen müssen, und die Notwendigkeit einer Scheidung von Unternehmer und Arbeiter? Dass s i e mit der Liebe anfangen sollen, und der Direktor schon dann nachkommen wird? Dass Liebe auch satt und zufrieden macht und einen Sinn gibt?

Ich möchte vielleicht noch eine andere Seite des industriellen Lebens beleuchten. Da war ein Direktor einer grossen Tuchfabrik, der zwar politisch der konservativen Partei angehörte, doch immerhin einiges Verständnis für die Arbeiter hatte und gut zu ihnen war. Er hatte Leute, die schon 30 Jahre bei der Firma arbeiteten, die naturgemäss nicht mehr so viel leisteten wie junge Arbeiter, aber dennoch, eben infolge ihres längeren Dienstes, höhere Löhne bezogen. Das Werk ging von Jahr zu Jahr schlechter. Es hiess, der Direktor sei zu gut, und er musste gehen. Ein neuer kam und zuerst entliess er das ganze alte Personal. Denn nur an den Löhnen könne man sparen, erklärte man. Die Neuangestellten bekamen niedere Löhne, waren aber jung und daher arbeitsfähig. Auch schaffte er neue Maschinen an, die ein Drittel der Arbeiterschaft entbehrlich machten, — die Leute wurden arbeitslos, aber die Firma „sanierte" sich, wie man so schön sagt, das Werk wurde rentabel.

Warum erzähle ich das? Weil mir bei diesem Falle so ergreifend klar wurde, dass hier die Anständigkeit (denn Liebe oder Güte wäre doch zu viel gesagt) eines Einzelnen fast nicht mehr helfen

konnte, weil er selber Sklave eines furchtbar dämonischen „Systems“ — Kapitalismus genannt — geworden war. Entweder geht er mit, oder er wird ausgespien. Die Ethik hat hier nichts zu schaffen, die Konkurrenz arbeitet billiger.

Das ist unsere Welt: die Not des Arbeiters, die Sinnlosigkeit seines Frohnens und die Hoffnungslosigkeit auf Hilfe, da nicht Menschen, sondern Systeme, Verwaltungsrat, Konkurrenz und Börse über das Schicksal so vieler Einzelner entscheiden.[1])

Kann das unser letztes Wort sein?

Wie aber soll da andererseits die Stimme des Evangeliums vernehmbar werden, was soll da der Sozialismus der Liebe, was die Hoffnung auf das Reich Gottes? Woher soll dieser Glaube an eine neue Welt denn kommen?

* * *

Ich will hier nur niederschreiben, was mir zu tun oder zu sagen notwendig und möglich scheint, aber ich fühle, dass meine Gedanken nur Versuche sind angesichts einer solchen verzweifelten Lage. Ich wäre dankbar, wenn mir andere bessere Wege zeigen könnten.

III.

Zunächst scheint es mir klärend zu sein für unsere eigene Arbeit, wenn wir uns bewusst werden, dass es eigentlich zwei ganz verschiedene Arten von Sozialismus gibt, ebenso verschieden als die Menschen, welche an ihn glauben. Es gibt einen proletarisch-ökonomisch-marxistischen und einen christlich-religiösen Sozialismus. Der eine ist die Lebensform der Arbeiterschaft, und in ihn wird man hineingeboren. Denn die tägliche Erfahrung der Not treibt zur Sehnsucht nach Befreiung daraus. Der Marxismus aber hat gezeigt, was für Ansprüche man erheben darf, was für Rechte man geltend machen muss, um aus dieser Not heraus zu gelangen. Er ist wirtschaftlich und lehrt, dass es möglich sei, seine Lebenslage zu verbessern. Für den Arbeiter ist dies eine selbstverständliche und notwendige Einstellung. — Der andere ist (in den meisten Fällen wenigstens) der Sozialismus der Menschen in etwas glücklicheren Lebensverhältnissen, er ist freiwillig, eine Entscheidung, eine ethische und religiöse Angelegenheit. Er lehrt Hingabe, lehrt die Pflichten, lehrt die Opfer. Der erstgenannte Sozialismus erhebt berechtigte Ansprüche auf Menschentum, Geld, Zeit, Würde, Achtung, — und auch auf Macht. Denn es kann nicht geleugnet werden, dass im Menschen ein Sehnen nach Macht und Geltung steckt, das innerhalb gewisser Grenzen berechtigt und verständlich ist. Und wird es innerhalb dieser Grenzen nicht befriedigt, dann

[1]) Und dabei habe ich noch gar nicht von der grossen Armee der Arbeitslosen gesprochen, von ihrer Not, ihren Versuchungen, ihrem Leben.

wird es brutal und furchtbar. All diese Ansprüche haben mit Christentum und Nächstenliebe zunächst nichts zu tun. Auch nichts mit Solidarität, die höchstens zu einer taktischen Notwendigkeit wird. Wir dürfen solche Ansprüche nicht verurteilen, wenn sie erhoben werden, auch dann nicht, wenn wir höhere Forderungen vor Augen haben, und vor allem dürfen wir sie bei unserem eigenen Dienst nicht übersehen. Und dennoch, ein Recht, das betont wird ohne Erwähnung der Pflichten, wird leicht in eine Art moralisches Unrecht verwandelt, da es dann zum blossen Egoismus wird.

Der christliche Sozialismus kann andererseits nicht eigentlich Brot schaffen, wenigstens nicht direkt und nicht sehr schnell. Für ihn ist Sozialismus keine Magenfrage, sondern eine Frage des Gewissens, eine Sache innerer Hingabe mit dem Ziele wahrer Gemeinschaft. Er ist nur ein Weg für Menschen, die den alten Adam, den naturhaften Egoismus, irgendwie überwunden haben. — Der natürliche Mensch lacht darüber, weil er nicht begreifen kann, dass hier Kräfte wirksam sind, die auch schon innerhalb der alten Welt Neues hervorbringen können. Der natürliche Mensch ist skeptisch und glaubt nur an den Eigennutz der Nebenmenschen. Mit diesem Kalkül will auch der Marxismus die neue Welt aufbauen. Der Marxismus ist ebenso eine Lehre des natürlichen Menschen, wie es die „bürgerliche" Volkswirtschaftstheorie ist. Der christliche Sozialismus, der „Sozialismus des Neuen Testamentes" dagegen ist eine Lebensform des gewandelten, neuen Menschen. Allerdings muss zugegeben werden, dass dieser Sozialismus nur allzu häufig die wirtschaftlichen Spannungen übersieht mit all ihrer furchtbaren Tragik, die früher nur angedeutet wurde. Aber ebenso verhängnisvoll ist es, dass der proletarische Sozialismus all die seelischen Spannungen übersieht, unter denen der Arbeiter leidet.

So ist denn der Unterschied zwischen diesen beiden Einstellungen, die beide „Sozialismus" heissen: Recht und Pflicht, besser Gerechtigkeit und Liebe, noch besser „Magenfrage und Sinnfrage". Es ist gut, sich dieses Unterschiedes bewusst zu sein, um zu erkennen, wo man steht, welche Wege man gehen und welche Ziele man erreichen kann. Wir alle, die da um ein geistiges Leben ringen, neigen begreiflicherweise eher dem christlichen Sozialismus zu und wollen lieber heute denn morgen die wahre Gemeinschaft schaffen. Aber wie sollen wir das tun? Und wie vor allem die Kluft überwinden, die uns trennt? Und haben wir eine Möglichkeit, zu hoffen, dass man uns verstehen wird, dort, wo die äussere Not so furchtbar gross ist?

IV.

Ich sehe drei Wege, die uns offen stehen, um unserer inneren

Stimme zu folgen, die uns zum „Werk am Nächsten“ treibt: Den Weg der Tat, den der Predigt, und den der Lehre.

In Wirklichkeit gibt es ja nur einen Weg, nämlich den, den Jesus gegangen ist, und den in unserer Zeit besonders Gandhi wieder wandelt.

Denn alle Predigt und alle Lehre ist nichts, wenn nicht das Leben dessen, der predigt oder lehrt, dem Worte angemessen ist. Man spricht in der bürgerlichen Welt oft von Tat und meint dann: Settlementsbewegung, Volksbildungsbewegung, Jugendhilfe und manches andere. Aber all das, so dankbaren Widerhall es auch bei vielen Arbeitern gefunden hat, konnte doch im Grossen nicht entscheidend wirksam werden, konnte nicht letztlich befreien und erlösen. Denn es blieb, trotz aller Liebe, eine Sache der „Anderen“, die zu Hause in reinen Betten schlafen und ihr zulängliches Mahl haben. Und zudem noch vielfach ein blosses Pflaster auf eine eiternde Wunde, deren Herd nicht angetastet wird. Es ist ein guter Instinkt der Arbeiterpartei, wenn sie z. B. eine Heilsarmee ablehnt, trotz vieler wertvoller Arbeit, die sie leistet. (Vgl. die wunderbare Satyre Bern. Shaw's in „Major Barbara“.) Man hört oft in bürgerlichen Kreisen das Argument, dass es doch nicht das Ziel des Sozialismus ist, dass alle arm seien, sondern vielmehr, dass es allen wohlergehe, und dass es darum nicht notwendig sei, auf sein behagliches Leben zu verzichten. So richtig der erste Tiel ist, so falsch ist die Schlussfolgerung. Denn der Einzelne hat kein Recht, mit dem Ziel auf eigene Faust anzufangen, sofern er überhaupt ein Bewusstsein von Verantwortung hat. Es gibt im Grunde eben nur eine erlösende Tat: das Opfer, die wahre Hingabe. Wer das vermag, der hat die Herzen gewonnen, selbst das eines armen Feilenschleifers auf dem Reitbock. Man sollte diese Tatsache nicht durch falsche Theorien verschleiern, weil man persönlich schwach ist, und sollte sich auch stets seiner Unzulänglichkeit bewusst sein, gerade dann, wenn man irgend ein Werk der Liebe unternimmt.[1])

Wem nun dieser erste Weg aus leiblicher Schwäche verwehrt ist, dem stehen für sein Wirken noch zwei andere Wege offen: Predigt und Lehre. Ihr Unterschied liegt darin, dass die Predigt sich an den Glauben wendet, die Lehre aber an den Verstand (oder richtiger: an eine mehr rational erscheinende Form von Glauben). Gegenstand des Glaubens, also der Predigt, ist letzten Endes immer die Frage nach dem Sinn des Lebens. „Der Glaube ist die Er-

---

[1]) Ich verweise hier noch auf eine kürzlich erschienene ergreifende Legende, die die Sehnsucht unserer Zeit nach wahrer Hingabe widerspiegelt: Franz Herwigs Sankt Sebastian von Wedding (stammt aus katholischem Kreise). Leider ist es nur eine Legende, eine Wunschdichtung, und keine Wirklichkeit.

kenntnis des Sinnes des Lebens, kraft welcher der Mensch sich nicht vernichtet, sondern lebt." (Tolstoi: Meine Beichte, Kap. IX.) Wer diesen Sinn erkannt hat, lebt nicht nur im biologischen Sinne, er kennt auch das eigentliche „Leben", er kennt das Heil. Auf diesen Sinn, der im Grunde unaussprechlich ist, kann man nur hinweisen, wenn man etwa die Worte Liebe oder Gemeinschaft nennt. Es scheint uns, als wäre ohne solchen Sinn ein Leben überhaupt unerträglich. Und wir pflichten im Stillen Tolstois grossem Zeitgenossen Dostojewski bei, wenn er seinen Iwan Karamasoff sprechen lässt: „Das Geheimnis des menschlichen Lebens liegt nicht im blossen Leben, sondern im Sinn des Lebens. Ohne eine feste Vorstellung zu haben, wozu der Mensch lebt (— auch der Feilenschleifer auf dem Reitbock —), wird der Mensch nie einwilligen zu leben, und er wird sich eher vernichten, als dass er auf Erden leben bliebe, selbst wenn um ihn Brot in Fülle wäre."

Ist das aber auch richtig? Hat einer von uns schon jenen „w i r k l i c h e n" Hunger gelitten, jenen hoffnungslosen, verzweifelten Hunger, der zum Diebstahl, zum Verbrechen treiben kann? Ich weiss es nicht, wie jemand empfindet, der nach Brot schreit und dessen Leben lichtlos ist. Ich weiss zwar, dass Dostojewski wahr gesprochen hat, auch für jenen, der so elend daran ist, und doch glaube ich nicht, dass eine Predigt vom Sinn des Lebens, der sich ja natürlich vor allem in der Liebe offenbart, in solcher Lage am Platze ist. Zwar gibt es viele Arbeiter, die tiefe Sehnsucht nach solchen Worten haben, und doch werden diese Worte in den meisten Fällen verhallen.

Man könnte freilich entgegnen: schafft denn nun wirklich der Volksredner und die Arbeiterpresse mit ihrem Lärm und ihren grossen Worten Brot? Oder ist das nicht vielmehr nur eine Ablenkung? Es ist aber eine Paradoxie des Lebens, dass Hass- und Rachegefühle vorerst eine Art Befriedigung zu bieten scheinen. Eine geballte Faust tröstet für eine kurze Weile über einen leeren Magen. Bis der Mensch entdeckt, dass solcher Kampf weder einen Sinn gibt, noch satt macht. Der Gewaltkampf täuscht nur etwas vor und macht lang unterdrückte vitale, ja tierische Triebe rege. In Wirklichkeit führt er immer weiter ab vom Heil und macht eine Rückkehr immer schwieriger.

Zur Predigt vom göttlichen Sinn der Liebe gehört ferner notwendig auch der Hinweis, dass demjenigen, der in dieser Welt einen solchen Weg sucht, unvermeidlich das L e i d begegnen muss (vgl. Gandhis schöne Rede vom „Gesetz des Leidens"). Liebe, Opfer, Hingabe und Leiden gehören zusammen. Aber welch seltsame Missverständnisse tauchen da auf, welch ein Protest von seiten der Arbeiter, die doch andererseits sehr wohl wissen, dass auch ihr

Gewaltkampf unerhörte Opfer kostet. Ich sehe noch die Arbeiterfrau vor mir, die mir entgegenrief: „Der Pfarrer in der Kirche sagt dasselbe, und wir wissen schon, was wir davon zu halten haben. Wenn wir hungern und frieren in unserem Elend, dann heisst es: ihr müsst eben leiden und dulden, so wie es unser Heiland musste.“ In der Tat, da wurde eine letzte und tiefste Wahrheit des geistigen Lebens von Priestern aller Kirchen nur allzu sehr missbraucht für eine Beschönigung arger Dinge, und es hat darum einen guten Sinn, wenn die Arbeiter die Flamme der Empörung nicht verlöschen lassen wollen. Es ist eben nur ein schmaler Grat, eine Schneide, auf der der Weg führt zwischen Nachgeben und blutigem Kampfe. Und wir müssen es uns stets vor Augen halten, dass unsere Worte immer neu und lebendig sein müssen, wenn sie wahr sein sollen.[1])

Dr. Robert Friedmann.

(Zweiter Teil folgt.)

Die Kraft in der Schwachheit.

Und der Herr sprach zu mir: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft vollendet sich in Schwachheit.“ 2. Kor. 12, 9.

Was uns oft schwer zu schaffen macht, ganz besonders beim Beginn neuer Arbeiten und neuer Zeitabschnitte, ist das Bewusstsein von unserer Schwachheit. Es mag Schwachheit des Körpers oder der Seele sein, Schwachheit der Nerven, Schwachheit des Gefühls, Schwachheit des Denkens, Schwachheit des Wollens; es mag auch Schwachheit unserer ganzen Lage sein, Schwachheit der Mittel, die uns für unser vielleicht starkes Wollen zur Verfügung stehen. Wie sollen wir damit auskommen? Wie sollen wir damit in unserem Kampfe siegen? Schwer bedrückt uns das Gefühl dieses Sachverhaltes beim Blick auf die Mannigfaltigkeit und verhältnismässige Grösse der Aufgaben, die unser warten. Wir sollten stark sein, sollten viel, viel Kraft haben und sind statt dessen schwach, so schwach — wie soll alles gehen? Was aber in dieser Form ein

---

[1]) Max Weber erzählt in seiner berühmten Studie: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ von der ungewöhnlichen Arbeitswilligkeit pietistischer Arbeiterinnen. Denn sie arbeiten ja nicht um des Geldes willen, sondern um ihres Heiles willen, das Bewährung in der Arbeit fordert. Aber wie wurde und wie wird diese Willigkeit schändlich ausgebeutet! Sie sind die am schlechtesten gestellten Arbeiter im ganzen Deutschen Reiche. Diesen Geist also wollen wir gewiss nicht grossziehen, und können ihn nicht anerkennen. Er aber ist es gerade, den die Arbeiter beim Worte „Religion“ mit Recht so sehr fürchten.